

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Gneuse

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Germann Rauch, Wiesbaden

Abdruck aller Artikel verboten

Nummer 8

Sonntag, den 21. Januar 1917

35. Jahrgang.

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 21. Januar: Agnes. Montag, 22. Jan.:
Zinzens. Dienstag, 23. Jan.: Maria Vermählung.
Mittwoch, 24. Jan.: Thimotheus. Donnerstag, 25.
Jan.: Pauli Belehrung. Freitag, 26. Jan.: Polykarp.
Samstag, 27. Jan.: Christophorus.

*

Dritter Sonntag nach Epiphanie

Evangelium des hl. Matthäus 8, 1-13.

In jener Zeit, als Jesus vom Berge herab-
stieg, folgte ihm eine große Menge Volkes
nach; und siehe, ein Aussätziger kam, betete
ihn an und sprach: Herr, wenn du willst, so
kannst du mich reinigen. Und Jesus streckte seine
Hand aus, rührte ihn an und sprach: Ich will,
sei gereinigt! Und sogleich ward er gereinigt von
dem Aussatz. Und Jesus sprach zu ihm: Siehe
zu, daß du es niemanden sagst; sondern geh
hin, zeige dich dem Priester und opfere die
Gabe, welche Moses befohlen hat, ihnen zum
Zeugnisse! Da er aber in Kapernaum einge-
gangen war, trat ein Hauptmann zu ihm, bat
ihn und sprach: Herr, mein Knecht liegt zu
Hause nichtkräftig und leidet große Qual. Und
Jesus sprach zu ihm: Ich will kommen und
ihn gesund machen. Und der Hauptmann ant-
wortete und sprach: Herr, ich bin nicht würdig,
daß du eingehst unter mein Dach, sondern sprich
nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund.
Denn auch ich bin ein Mensch, der Obrigkeit
unterworfen, und habe Krieger unter mir;
und wenn ich zu einem sage: Geh! so geht er;
und zu dem andern: Komm her! so kommt er;
und zu meinem Knechte: Tue das! so tut er.
Da nun Jesus das hörte, wunderte er sich und
sprach zu denen, die ihm folgten: Wahrlich,
sag ich euch, solch großen Glauben habe ich in
Israel nicht gefunden! Aber ich sage euch, daß
viele vom Aufgange und Niedergange kommen
und mit Abraham, Isaac und Jakob im Himmel-
reiche zu Tische sitzen werden; die Kinder des
Menschen aber werden in die äußerste Finsternis
hinausgeworfen werden; da wird Heulen und
Zähneknirschen sein. Und Jesus sprach zu dem
Hauptmann: Geh hin, und wie du geglaubt
hast, so soll dir geschehen. Und in derselben
Stunde ward sein Knecht gesund.

*

Es ist leicht, einem gute Lehren zu geben,
wie man sich verhalten sollte, wenn man krank
im Bett liegt. Ich selber habe als Priester oft
am Bett der Kranken gestanden und habe ihnen
zugeredet, Geduld und Entsagung zu zeigen
und die anderen Tugenden, die dem Kranken
notwendig sind. Aber als ich nun selber mich
legen mußte, als ich wochenlang nicht schlafen
konnte, auch nicht liegen konnte, sondern immer
sitzen mußte, da habe ich gesehen, was für große
Opfer der Liebe Gott manchmal von den Kran-
ken verlangt. Und es gibt Kranke, die viel
ausstehen müssen, die Tag und Nacht von
Schmerzen gepeinigt werden, die nicht wissen,
wie sie sich legen sollen, weil ihr ganzer Leib
eine Wunde ist. Wahrhaftig, ein Heiliger auf
dem Krankenbette zu werden, dazu hat der
Kranke die beste Gelegenheit.

1. Was fürchten die alten Leute am meisten?
Daß sie einmal gezwungen seien, nicht mehr
unter die Leute gehen zu können. Solange
sie ihre Füße noch fortschleppen können, sind
sie zufrieden. Wenn sie aber nicht mehr vor
die Türe können, wenn sie das Zimmer nicht
mehr verlassen können, und erst recht, wenn

sie im Bett bleiben müssen, dann halten sie sich
für ganz unglücklich und schwer heimgesucht.
Die Geselligkeit, die freie Aussprache ist dem
Menschen angeboren. Und wer keine Übung
darin hat, sich durch Vektüre, Studium, Nach-
denken zu beschäftigen, der trägt das Allein-
sein sehr schwer. Die Kranken können auch
nicht den ganzen Tag beten, denn auch das
Beten ermüdet, und je andächtiger zu beten
der Kranke sich bemüht, desto eher stellt sich die
Ermüdung ein. Das sollten die Angehörigen
bedenken, und deshalb den Kranken nicht
immer wieder zum Beten auffordern. Wie
soll aber der Kranke seine Zeit verbringen?

Der Kranke kann sich einmal selber hel-
fen, und zwar durch Vektüre. Man gebe also
ein Buch zum Lesen. Es ist ein Irrtum zu
meinen, der Kranke solle nur erbauliche, reli-
giöse Bücher in die Hand nehmen. Die reli-
giöse Verwertung der Krankheit besteht mehr
darin, daß der Kranke seine Krankheit und die
Unbequemlichkeiten und Opfer, die die Krank-
heit mit sich bringt, Gott zu Liebe und im Geiste
der Buße trägt und dementsprechend häufig
die gute Meinung macht. Ein Allzuviel von
geistigem Zuspruch ist nicht gut und reizt oft
zum Widerspruch. Also ein Buch mit welt-
lichem Inhalt. Natürlich nicht jedes, das
wahllos zur Hand ist. Kein Buch, das auf-
regenden Inhalt hat, das die Leidenschaften
und aufregende Szenen darstellt, sondern etwa
Reisebeschreibungen, interessante Darstellungen
aus der Natur, kleinere Erzählungen. Ueber-
haupt niemals langatmige Erzählungen, die
kein Ende nehmen wollen, sondern immer
kurze Schilderungen. Der Kranke hat dann
von selbst die Gelegenheit, auszuweichen und
eine Pause zu machen. Eine Übermüdung
durch zu langes Lesen kommt dann nicht so
leicht vor. Die Bücher sollen auch nicht un-
handlich sein, nicht zu schwer, zu dick. Sehr
praktisch sind eingebundene Jahrgänge von
unseren Sonntagszeitungen, ebenso alte Ka-
lender. Da findet der Leser eine reiche Aus-
wahl von ernstem und heiteren Dingen, und er
kann sich selber nehmen, was ihm paßt. Einen
besonderen Dienst erweist man dem Kranken,
wenn man ihm eine gute Dosis zum Lachen
bietet, also humoristische Erzählungen,
Schwänke, lustige Streiche. Das Lachen ist ja
so gesund.

Wer soll die Bücher stellen? In den wenig-
sten Fällen sind die Familien des Kranken in-
stande, eine passende Vektüre darzureichen.
Höchstens sind einige alte Kalender noch im
Hause. Die sind aber bald ausgelesen oder
sind dem Kranken ohnehin so bekannt, daß er
sie fast auswendig weiß. Da geht man also
ein Haus weiter und forscht dessen Bücherbe-
stand aus. Ist in der Gemeinde eine Leih-
bibliothek, dann ist ja allem abgeholfen. Aber
wenn man den Katalog sich geben läßt und soll
die Wahl treffen, dann tappt man meistens
daneben und nimmt gerade ein ungeeignetes
Buch. Da lasse man sich also belehren, vom
Seelsorger, Lehrer, von der Lehrerin oder wer
gerade in der Gemeinde etwas vom Bücher-
lesen und von geistiger Krankenpflege versteht.

Reichhaltiger ist die Hilfe, die der Kranke
von anderen erfährt. Um es aber gleich
zu sagen, das Krankenbesuchen, die Hilfe, die
man den Kranken erweist, gehört zu den her-
vorragendsten Werken der leidlichen und geist-
lichen Werke der Barmherzigkeit. Das sind
Werke, die unser Herrgott im Buche des Lebens
auf eine besondere Seite einträgt, damit sie

derzeit eine besondere Belohnung finden.
Warum ist die Krankenpflege Gott besonders
angenehm? Weil zur Leistung dieser Hilfe
eine große Ueberwindung gehört, besonders
bei jenen Kranken, die ganz auf die Hilfe der
anderen angewiesen sind, die wie ein Kind
bedient werden müssen. Und wer mit Kranken
umgehen will, muß auch ein besonderes Geschick
dazu mitbringen, ein Talent, eine Gabe, die
nicht jedermann hat. Wo diese Gabe aber nicht
vorhanden ist, jedoch ein guter Wille mitge-
bracht wird, da kann die Krankenpflege doch
noch auf eine hohe Stufe gebracht werden.

Ist der Kranke nicht imstande, etwas zu
lesen, so erweist man ihm einen großen Ge-
fallen, wenn man ihm vorliest. Hier muß aber
entschieden vor dem Zuviel gewarnt werden.
Ein einheitliches Maß kann hier nicht ange-
geben werden, da sich das nach der Kranken-
lage richtet, auch nach dem Bildungsgrad des
Kranken. Manchmal ist mit einer Viertel-
stunde das Maß erschöpft, das der Kranke ver-
trägt. Es empfiehlt sich, beim Vorlesen öfters
Pausen zu machen, die man mit alltäglichen
Gesprächen ausfüllen mag. Solche Pausen er-
frischen den Geist und geben ihm die Span-
nkraft wieder.

Großes Mitleid verdienen jene Kranken,
die meistens allein gelassen werden, weil die
Angehörigen keine Zeit haben, ihnen besondere
Aufmerksamkeit zu widmen. Die Leute auf
dem Lande können im Sommer, da die Arbeit
drängt, sich nicht lange zum Kranken hinsetzen
und ihm die Zeit vertreiben. Wenn das Heu
am Trocknen ist, oder das Korn reif zum
Schneiden ist, presst es, da heißes schnell und
stark sein und seinen Augenblick versäumen.
Das Haus wird verschlossen und alles was
Hände hat, muß hinaus. Der Kranke liegt
dann allein und muß sich über diese einsamen
Stunden hinweghelfen. Wer sich aber im Dorfe
dieser einsamen Kranken annimmt, verdient
sich ein schönes Stück Himmelstlohn.

2. Auch wenn noch so viele Hände sich regen,
dem Kranken zu helfen, ihn zu trösten und
über vieles Ungemach hinwegzuhelfen, es
bleibt ihm doch noch genug übrig zu tragen.
Alles kann man ihm nicht abnehmen. Die
Schmerzen muß er aushalten, und so gerne auch
der Vater, die Mutter, die Schwester oder sonst
wer bereit wäre, dem armen Daliegenden die
Schmerzen abzunehmen, es geht nicht. Hier
helfen nur religiöse Erwägungen am wirk-
samsten. Mitten in heftigen Schmerzen sind
die sog. St o ß g e b e t e von wunderbarer Wir-
kung. Ich nenne hier einige: Jesus, Sohn
Davids, erbarme dich meiner. Herr, gedenke
meiner. Jesus, sanftmütig und demütig von
Herzen, mache mein Herz dem deinigen gleich.
Jesus, Jesus, Maria, Josef. Diese Gebete
sind zudem meistens A b l a ß g e b e t e. Das
letzte, die Aufrufung der drei heiligen Namen
ist mit einem Ablass von 7 Jahren und 7 Qua-
dragenen begnadet. Das ist eine außerordent-
liche Gelegenheit, sich das Fegfeuer abzuwer-
digen, und sollte reichlich ausgenutzt werden.

Neben diesen christlichen Gebeten mag der
Kranke hier und da selber eine Formel finden,
die ihm gut scheint, wenn sie nur das ausdrückt,
was in solchen Fällen am Platz ist, nämlich die
Ergebung in Gottes Willen und die Aufopfe-
rung aller Leiden als Genugtuung für die
Sünden und als Verähnlichung mit dem lei-
denden Heiland. Dein Wille geschehe. Herr,
wie du willst. Lieber Gott, ich hab's verdient.
Herr, hilf mir, sonst gehe ich unter, oder ähnlich.

Daß der Empfang der Sakramente auf dem Krankenbette eine überaus wohlthätige Wirkung auf die Gesamtheit ausübt, bestätigen namhafte Aerzte, die darüber Erfahrungen gesammelt haben. Für uns Katholiken ist das ohne weiteres einleuchtend. Denn die hl. Kommunion gibt ja den in des Kranken Herz, der stets noch der größte Freund der Kranken und Hilfsbedürftigen gewesen, der zudem die Macht hat, die Kräfte der Natur so wirken zu lassen, daß die Heilung erfolgt. Diese Erwägungen führen ein unbegrenztes Vertrauen herbei, und das Vertrauen, die Hoffnung ist nach der Erfahrung aller Aerzte ein mächtiger Heilsfaktor.

Man kann nicht allen Kranken eine barmherzige Schwester oder einen Krankenbruder ans Bett stellen. Die meisten sind der Pflege ihrer Angehörigen anvertraut. Daß da manches nicht recht gemacht wird, daß manches verfehlt ausfällt und dadurch die Heilung verzögert, ist einleuchtend. Da wird denn der Kranke oft auf eine harte Geduldprobe gestellt. Er hätte sich aber, seine Angehörigen mit Vorwürfen zu überschütten und über mangelhafte Pflege zu klagen. Das wäre ungerecht und lieblos und er würde durch Ungeduld sein Leiden doppelt schwer machen.

Für die leichter Erkrankten ist der Rosenkranz ein passendes, bequemes und tröstliches Gebet. Der Kranke versuche aber, bei den einzelnen Geheimnissen den einen oder anderen Gedanken für sich nutzbar zu machen, sonst bleibt dieses herrliche Gebet nur ein Lippengebet ohne Wert bei Gott. Z. B. beim Geheimnisse: Der für uns das schwere Kreuz getragen hat. Hier kann etwa folgender Gedankengang eingefügt werden: Mein Gott, Du leidest, du leidest schwerer, als je ein Mensch getragen hat. Und ich, ich bin kein Unschuldiger, kein Heiliger, vieles liegt auf meinem vergangenen Leben. Deshalb will ich mein Kreuz, meine Krankheit tragen, geduldig tragen, bis es dir gefällt, das Kreuz von mir zu nehmen. Beim Geheimnisse: Der dich im Himmel gekrönt hat, etwa folgende Gedanken: Maria wird gekrönt. Sie hat sich die Krone verdient, und alle Heiligen, die jetzt neben ihr im Himmel thronen, haben ähnlich wie sie gestritten, gekämpft, geduldet. Auch ich will doch dereinst mit Maria und allen Heiligen im Himmel sein. Es bleibt mir nichts anderes übrig und ich will es gerne tun, als mit Jesus und Maria die paar irdischen Tage in Heldennut und Sturmmut zuzubringen.



Die hl. Agnes — die glaubensstarke Römerin

(21. Januar.)

Vertrauet, ich habe die Welt überwunden!
Joh. 16. 33.

Auf jedem Blatte der alten Römergeschichte stehen Beispiele hervorragender Charakterstärke, die von allen späteren Geschlechtern bewundert wurden. Als dieser alte Römergeist längst verslogen war, kehrte er, freilich aus ganz anderer Quelle kommend, noch einmal wieder, als das Christentum ihn erfasste und neu geschaffen. Und da sehen wir dann wieder Römer und Römerinnen vor uns stehen, die noch mehr die Bewunderung der Nachwelt verdient haben, da sie oft, körperlich so schwach, für ein Vaterland eintraten, das irdischen Auge unsichtbar über allen Sternen liegt. Und ganz vorn in der Reihe dieser großen Römergestalten steht fast noch ein Kind, die glaubensstarke heilige Agnes.

Agnes war das Kind vornehmer Eltern, die zum Adel Roms gehörten. Schon früh zeigte sich an dem Kinde eine außergewöhnliche Leibes Schönheit, die ihren eigentümlichen Reiz aber von der noch größeren Seelen Schönheit erhielt, die zu pflegen das stete Bestreben der kleinen, verständigen Agnes war. Mit zehn

Jahren schon weihte sie dem Herrn ihr Leben und gelobte, immer Jungfrau zu bleiben.

Dem Kindesalter kaum erwachsen, erregt die reiche, schöne Jungfrau die Aufmerksamkeit vieler adliger Römer, die sie sich zur Gefährtin fürs Leben wünschten. Am meisten glaubte der Sohn des Stadträfers (Stadtrichters) Symphorianus sich Hoffnung auf die blühende Jungfrau machen zu dürfen.

Eines Tages erklärte er sich ihr offen und schilderte mit begeisterten Worten, wie er sie liebe, wie er an ihrer Seite sein Glück sehe, wie er sie hüten und halten wolle, daß sie in Glück und tiefstem Frieden ihren Lebensweg gehen könne. Agnes hörte ihn ruhig an, sagte ihm dann aber auch offen, daß er sich keine Hoffnung auf ihre Hand zu machen brauche: „Daß ab von mir, du Beute des Todes! Ich bin schon einem anderen verlobt; dessen Leben ist Unsterblichkeit; seine Macht ist die größte, seine Guld die gütigste; in seinem Besitze bleibe ich ewig jungfräulich; ihn liebe ich deshalb auch einzig und unaussprechlich.“

Den jungen Menschen warf diese Antwort völlig darnieder. Man sah es ihm äußerlich an, daß ein großer Schmerz, eine arge Enttäuschung an seinem Lebensmarke zehrte. Besonders nahm das scharfe Auge des Vaters bald wahr, daß die Seele seines Sohnes von schwerem Leid gedrückt sei. Und der Sohn gestand ihm sein Mißgeschick. Symphorian versprach, selbst den Brautwerber zu machen; ihm werde das Mädchen keine abschlägige Antwort geben. Doch auch er hatte nicht mehr Glück als der Sohn. Agnes erklärte fest, daß sie in Treue gegen ihren edleren, zuerst erwählten Bräutigam verharren werde.

Nun ließ der Stadtrichter nichts unversucht, um herauszubekommen, wer denn wohl dieser edlere Erwählte sei.

Schließlich wurde er mehr durch Verrat gewahrt, daß Agnes eine begeisterte Christin sei und dem Christengotte das Gelöbniß ständiger Keuschheit gemacht habe. Sogleich ließ er sie verhaften, wohl in dem Glauben, daß sie so gerne dem Sohne die Hand reichen werde. Von der Festigkeit des dreizehnjährigen Mädchens hatte er keine große Meinung. Er sollte sich aber schwer täuschen.

Als er in sie drang, ihr in allen Wendungen seine gute Absicht klar zu machen suchte, ihr alles Schöne und Große verhielt, erwiderte sie fest und entschieden, sie sei Christin und werde auch vor Folter und Tod nicht anrückschrecken in Bekenntnis ihres heiligen Glaubens.

Nun ging der Henker zu Drohungen über, und um die Drohungen wirksamer zu machen, ließ er die verschiedensten Marterwerkzeuge herbeischleppen.

„Agnes, dein Trotz wider die Götter verdient zwar die ärgsten und schwersten Strafen, aber ich will mit deiner Jugend Nachsicht haben, wenn du dich entschließt, den Göttern zu opfern.“

„Verachte doch nicht meine Jugend, Präsekt; ich brauche dein Mitleiden nicht! Die Treue gegen unseren Gott liegt nicht in den Jahren, sondern in der Erkenntnis, und unser Gott prüft nicht das Alter, sondern das Herz. Deshalb tu nur, was du willst, was dir gefällt!“

„Was?“ schrie der Richter. „Du sollst nicht sterben. Aber im Hause der Schande sollst du verderben!“

Ruhig erwiderte die Heilige: „Deine Drohung schreckt mich nicht. Jesus Christus ist tren besorgt für die Reinheit seiner Getreuen; sein heiliger Engel wird mich schon schützen. Du magst mich peinigen und töten, aber meinen Leib, den ich dem Herrn geweiht, wirst du nicht entweihen können!“

Voll Mut ließ nun Symphorian die Heilige in ein Haus der Schande führen; aber, wie Agnes gehofft, so geschahs. Wunderbarer Weise schützte der Herr die Reinheit seiner Magd, und als der Sohn des Statthalters Gewalt anwenden wollte, stürzte er tot zu den Füßen der Heiligen nieder. Nun sammelte sich eine große Volksmenge um die Heilige herum, die laut ihren Tod forderte; als Zauberin mußte sie den Scheiterhaufen besteigen. Doch auch

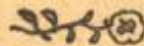
hier bewahrte der Herr sie wunderbar vor jedem Schaden. Darüber ergriff alle große Furcht; einige aus dem Volke traten zu ihr hin und baten sie, daß sie doch durch ihr Gebet den toten Sohn des Richters wieder belebe. Agnes übte echte Christenrache inwiefern sie zum Gebete nieder, berührte den Toten, der sogleich sich erhob und den Christengott laut pries. Der Statthalter wollte die Heilige nun frei entlassen, aber die Höfenpriester drohten ihm mit einer Anzeige beim Kaiser, und voll Menschenfurcht sprach der Richter nun das Todesurteil. Die Heilige sollte enthauptet werden.

Agnes jubelte vor Freude, daß sie so früh zu ihrem Herrn eingehen sollte. Und jubelnd eilte sie zur Richtstätte. Eine Riesenschar umstand den Platz. Und als die Leute sahen, wie die Heilige strahlenden Antlitzes niederkniete, in stillem Gebete dann das Haupt neigte, um den Todesstreich ohne ein Zucken zu empfangen, hatten viele Mitleid mit der blühenden Jugend und weinten laut. Selbst der Henker zitterte und wagte nicht, dem engelgleichen Kinde ein Leid zu tun. Da sprach die Heilige zu ihm: „Was zauderst du denn? Auf was wartest du noch? Ich sehne mich nach meinem himmlischen Bräutigam. Töte doch meinen Leib, der noch Augen gefallen könnte, denen ich nicht gefallen will!“

Und der Henker erfüllte diese Bitte, die noch nie an ihn von einem Verurteilten gestellt war. So ging Agnes ein zu ihrem Herrn und Heiland; nach der bisher am meisten gehaltenen Ansicht am 21. Januar 304; wahrscheinlich hat die Heilige aber schon unter dem Kaiser Decius gelitten — fünfzig Jahre früher.

Die heilige Agnes gilt für alle Zeiten als Vorbild hehrer Reinheit. In der Frühe der Jugend brachte sie Gott schon das Opfer eines unverletzten Leibes, und trotz der größten Versuchungen und der schlimmsten Drohungen blieb sie dem einmal gefassten Entschlusse treu. Und da sie wollte, und des Himmels starke Gnade ihr beistand, blieb sie in all den Anfechtungen Siegerin. Der feste Wille und die Gnade Gottes, die gerade an einen festen Willen anknüpft, werden auch Dir, lieber Leser, helfen, daß du trotz aller Versuchungen und Gefahren die standesmäßige Reinheit dir bewahrst. Und damit bewahrst du dir einen Schatz, der auch an dir den altdeutschen Spruch wahr macht:

„Reines Herz und reiner Mut
Sind in jedem Maße gut!“
(Aus Freidanks Bescheidenheit.)
P. S. B., O. F. M.



Beggeleit zum Glücke

Von P. S. B., O. F. M.

Von den stillen Tugenden.

(Fortsetzung.)

Die Freigebigkeit — ihre Segnungen:

Des Wohlthuns Segen steigt zum Himmel auf,
Weil du mit gläub'gem, mildem Herzen gedenkst —
Dem Himmel gibst.

Ja, Almosen geben mit freigebliger Hand dringt zum Himmel hinauf. „Verbirg dein Almosen im Schoße des Armen, und er wird für dich bitten!“ (Eccli, 29. 15.) Und der hl. Chrysostomus sagt: „Um das Almosen ist es etwas Großes; es steigt nicht nur bis zum Mond und der Sonne empor, sondern bis zum höchsten Himmel; es schwingt sich bis über die Chöre der Engel hinauf und gelangt bis zum Throne des Königs selbst.“ Es ist gerade so, wie wenn du einem Königsfinde eine Wohlthat erweist; diese Wohlthat wird auch zum Throne des Königs den Weg finden und dort mehr vermögen als das längste Bittgesuch. Der göttliche Heiland hat ja selbst erklärt, daß er das, was man dem Geringsten der Menschen thue, als ihm selbst gethan betrachte. In diesem Sinne wird das Almosen ein Schlüssel zum Himmelreiche genannt. Das ist es auch insofern, als es das Gebet des Freigebigen besonders wirksam macht.

Brich dem Hungrigen dein Brot, Arme und Herberglose führe in dein Haus, wenn du einen Nackenden siehst, so kleide ihn und verachte dein Fleisch nicht! Dann wird dein Licht hervorbrennen wie der Morgen und dein Gedenken schneller kommen; deine Gerechtigkeit wird vor dir hergehen und die Herrlichkeit des Herrn dich sammeln (dich aufnehmen). Dann wirst du rufen, und der Herr antworten; du wirst schreien, und er wird sagen: Sieh, da bin ich! (Hl. 58. 7. ff.) Wie ein Diener ist der Herr da, um dir deine Bitten zu erfüllen. Der hl. Augustin nennt deshalb auch das Almosengeben einen Flügel des Gebetes. Dieser Flügel trägt dich höher als tiefsinniges Nachdenken über die höchsten Geheimnisse des Heiles. Der hl. Chrysostomus ruft in einer seiner Predigten aus: „Mit einer leeren Hände-Erhebung ist dir nicht geholfen. Strecke deine Hand aus, aber nicht bloß zum Himmel, sondern auch gegen den Armen. Wenn du deine Hand gegen den Armen ausstreckst, hast du die Angeln des Himmels selbst berührt.“ Derselbe Heilige meinte auch in seiner frischen Weise, deshalb ständen die Armen an den Kirchthüren, damit wir umso leichter Gelegenheit hätten, Almosen zu geben, und so unser Gebet wirksamer würde. Der große Almosengeber Johannes, der diesen Namen für alle Jahrhunderte als Ehrennamen trägt, pflegte zu sagen: „Wenn du in die Kirche hineintriffst und wünschst, Gott möge deine Bitten schnell erhören, dann erhöhe auch du schnell die Bitten der an der Schwelle sitzenden Armen.“ Das ist leicht einleuchtend, daß gerade die Übung solcher Barmherzigkeit, die im Geben besteht, eine ausgezeichnete Vorbereitung für das Bittgebet an den Herrn muß, der da gesagt: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“ Wenn du vor Gott trittst, gerade dann, wenn du einem Armen auf sein flehentliches Bitten geholfen, dann muß er dich erhören. So verstehen wir auch, daß im gläubigen Mittelalter die Portale der Kirche immer von Armen besetzt waren; die Gläubigen der damaligen Zeit kannten eben den Segen der Freigebigkeit gerade für den Kirchenbesuch; sie kannten auch das Schriftwort: „Wer sein Ohr vor dem Schrei des Armen verstopft, der mag zu Gott rufen, und er wird keine Erhörung finden.“ (Spr. 21. 13.)

Die Tugend der christlichen Freigebigkeit erschließt nicht nur unserm Gebete die Tore des Himmels, sondern läßt auch unsere Werke vor Gott angenehmer erscheinen. Sie ist ja ein Ausfluß der Liebe, und zwar der Liebe, die der Lieblingsjünger von uns verlangt mit den Worten: „Kindlein, liebet einander, nicht in Worten, sondern in der Tat und in der Wahrheit!“ Sie ist echte tat-erprobte Liebe. Das ist ja schon in ganz natürlicher Beziehung so, daß die Liebe in der Tat am schnellsten einem das Wohlwollen des anderen erwirbt, und in diesem Wohlwollen ist dem anderen alles angenehmer. So ist es auch bei Gott. Wenn er sieht, wie ein Menschenherz in freigegebiger Liebe gegen den Nächsten schlägt, dann nimmt er alles, was ihm dies Menschenherz sonst noch darbietet, freudiger an, da die tätige Liebe über alles einen verklärenden und verschönernden Schein giebt. Der hl. Augustin nennt z. B. das Fasten ohne Almosen eine Lampe ohne Öl; er schreibt: „Glaube nicht, das Fasten sei hinreichend; dich tötet es ab, es erquidat aber nicht einen anderen. Fruchtbringend werden deine Leiden sein, wenn du zugleich einem anderen Lapsal bereitest.“ Und der große heilige Prediger Chrysostomus ruft in einer seiner Reden aus: „Wiewohl das Fasten die Krankheiten der Seele entfernt, die Gelüste des Fleisches hinwegschneidet und die Reize zur Sünde verjagt, so gibt es doch unserer Seele nicht die vollkommene Gesundheit ohne die Salbe der Barmherzigkeit, ohne die Darbringung des Almosen.“ Das Fasten heilt die Wunden, die uns die Sünden geschlagen haben, allein es nimmt die Narben ohne den Balsam der Mildthätigkeit nicht hinweg.“

Doch die Kraft der christlichen Freigebigkeit ist noch größer; in den Sprichwörtern (29. 15.)

steht das Wort: „Verschließ das Almosen in dem Herzen des Armen, es wird für dich bitten, daß dir nichts Böses widerfahre!“ Dazu schreibt ein Erklärer dieser Stelle: „Das Almosen steht vor Gott und schaut auf den, der es gegeben; sieht es ihn im Unglück, so eilt es schnell zu Gott, fällt vor ihm auf die Kniee nieder und fleht, daß von seinem Freunde das Unglück abgewendet werde.“

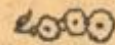
Die Gaben, die die christliche Freigebigkeit spendet, wenden nicht nur die irdischen Uebel von deiner Seele ab, sie nehmen dir auch die Last der Sünde ab nach dem Schriftwort: „Das Almosen erlöst von jeglicher Sünde“ (Job. 4. 10) und anderswo steht das Wort: „Das Wasser löscht brennendes Feuer aus, und das Almosen tut Widerstand den Sünden.“ Groß ist das Almosen, das durch den Strom seiner Wohlthätigkeit die Blüten der Sünde abkühlt und durch den Segen der Mildthätigkeit die Flammen der Verbrechen auslöscht, so daß Gott, obschon er wegen der Missetaten beleidigt und erzürnt ist, sich bewogen fühlt, den wegen seiner Almosen frei zu sprechen, den er wegen seiner Sünden zu strafen sich vorgenommen hatte.“ (St. Ambrosius). Daß eine schwere Sünde nur durch eine reumütige Beichte erlassen werden kann, stellen weder die Worte der Schrift, noch die Aussprüche der Heiligen in Abrede; sicherlich erwirbt aber das Almosen, die Blüte der Freigebigkeit, dem Sünder die Gnade einer reumütigen Beichte, und es befreit das Almosen mittelbar auch von der schweren Sünde. Von der lässlichen Sünde aber und von den Sündenstrafen befreit es unmittelbar; es reinigt die Seele mehr als lange Gebete, die aus einem Herzen kommen, das gar kein Erbarmen kennt, und da die Hingabe des Irdischen immer auch ein Vosschälen vom Irdischen ist, verstehen wir auch leicht, daß gerade das Almosen die Sündenschuld, dieses Irdische alles Irdischen hinwegnimmt.

Das Almosen reinigt nicht nur von der Sünde, es bewahrt auch vor der Sünde. Besser ist das Almosen als der Schild des Starken, und wie eine Lanze wird es streiten wider deine Feinde!“ (Eccl. 29. 16.) Ein Geisteslehrer des Mittelalters umschreibt dies Schriftwort: „Das Almosen ist ein Schild, der dich vor den Pfeilen des Satans schützt, und eine Lanze, womit du ihn entkräftigst und überwindest.“ Der Schild ist eine Waffe der Abwehr, die Lanze aber braucht man, wenn man angreift. Für den geistlichen Kampf bietet demnach gerade die Tugend der Freigebigkeit die besten Waffen. Dadurch daß ich gegen den Nächsten barmherzig bin, erwerbe ich mir des Himmels Barmherzigkeit just für die Augenblicke, wo ich sie am nötigsten habe, für die Augenblicke, wo sich vielleicht eine Ewigkeit entscheidet — sozusagen eine geistliche Entscheidungsschlacht geschlagen wird.

Das eine off'ne Hand gen deinen Bruder, Dann schmeißest du dir einen festen Panzer Um deine Seele, daß kein Feind dir schadet, Und auch im schwersten Streit du Sieger bleibst.

Vor allem aber schaffst du dir, lieber Leser, durch die Tugend der Freigebigkeit einen unschätzbaren Schatz für die Stunde, wo sich alles entscheidet, vor der selbst Heilige im voraus zitterten: du schaffst dir für deine Gerichts- stunde beim Tribunal des Allerhöchsten den beredtesten Anwalt. „Glückselig der Mensch, der sich des Armen erbarmt; er wird ordnen seine Reden im Gerichte und in Ewigkeit nicht zittern.“ (Ps. 111. 5.) „Wer Almosen gegeben hat, fürchtet sich nicht vor bösem Gerichte; sein Herz ist gefast und hofft auf den Herrn.“ (Ps. 111. 7.) Das sind Worte, die an Deutlichkeit nichts übrig lassen. Sie werden bestätigt durch das Heilandes Wort selbst: „Kommet, ihr Geseigneten meines Vaters, besitzet das Reich, das euch vom Anfang der Welt bereitet war, denn ich war hungrig und ihr habt mich gespeist usw.“ Dazu schreibt der schon erwähnte hl. Chrysostomus: „Bewunderungswürdig ist es zu sehen, wie angenehm Gott das Brot ist, das man den Armen reicht. Denn im himmlischen Reiche wird der Herr nicht dessen erwähnen, daß Abel

erschlagen ist, daß Noe das Menschengeschlecht erhalten, daß Abraham Gott treu geblieben, Moses das Gesetz empfangen, Petrus der Kreuzestod erlitten; wohl aber wird er aufrufen: Ich bin hungrig gewesen und ihr habt mir zu essen gegeben!“ So öffnet dann die Freigebigkeit die Himmelstür. Bedeut einmal all die Segnungen dieser göttigen Tugend, daß du auch gütig wirst — an meisten deiner eigenen Seele!



Heimkehr

Von S. Barinck.

(Nachdruck verboten.)

Schon ein paar Mal war er halb zu sich gekommen, und seine Sinne hatten mancherlei, wenn auch verworrene Eindrücke aufgenommen. Jetzt endlich fühlte er, sich vollends wach und klar, allerdings sterbensmatt.

Es war eine schöne Stunde: so weich die Kissen so rein die Wäsche, so warm die Luft, so hell und freundlich der Raum! Und eine feine, liebliche Stille herrschte. Ab und zu schwebte unhörbar ein engelhaftes Weisen durch das Zimmer, lächelte ihn an, fragte nach seinen Wünschen.

Verwand er sich im Paradiese?

Seit Jahr und Tag hatte er nichts gehört als Krachen und Knattern, Zammern, Fluchen und Singen; nichts gesehen als Verwüstung, Brand, Vernichtung und Tod; war in Vehm und Stroh gelegen wie ein Tier; litt Frost und Hitze unter elen Schauern; und wagte es kaum, minutenlang zu träumen von den Vorteilen und Genüssen des Friedens und der Kultur. Wie waren sie fern, ach, so fern!

Ja, ja, er wollte jetzt im Paradiese!

Nach und nach minderte sich dieses Wohlgefühl; ein wenig. Natürlich, er war ja krank, und der Körper hatte Widerstände zu überwinden. Doch blieb noch genug des Behagens, dem er sich hingeben überließ. Mit glücklichen Augen sah er das Sonnenlicht. Goldgelb kam es durchs Fenster, verflärte sich und warf frohen Glanz über das Bett. Und verflachte sich plötzlich hinter grauem Gewölke, das Wirbel von weißen, leichten Flocken auf die Erde schiederte Schnee!

Sein Gedächtnis war noch verknüpft mit brauner Schollen, mit buntem, rasch-indem Laub, das er Graß Schnee! Nun war es doppelt traulich in dem geschützten Raum!

„Schwester!“ rief er leise. „Es schneit! Was habe ich für eine Zeit?“

„Anfang Dezember!“

„Ich bin — bin wohl lange krank gewesen?“
Die Schwester nickte. „Und sind es noch. Der Oberleutnant! Nur das Bewußtsein ist nun da, und das dürfen Sie nicht mißbrauchen zum Nachdenken um Gräbern!“ Sprach sie gütig und legte einige leuchtende Rosen auf seine Decke.

Mit Bärtlichkeit griffen seine mageren Leidensfinger danach. „Von Ihnen?“

„Ich brachte sie Ihnen!“ sagte sie und ging rasch hinweg.

Nicht nachdenken! Das barmherzige Mädchen hatte gut reden. Er war allezeit ein sarkastischer und eitriger Denker gewesen. Und wie sollte er nicht sinnen, nachdem seine Denkkraft wochenlang außer Tätigkeit war! Nicht sinnen über das Gint und Zeit, da er so still und taatenlos dalag!

Das letzte Mal — vergangenes Frühjahr — als der Schnee so wild wie heute durch die Luft taumelte, war er im Schützengraben gewesen. In recht ungemütlicher Verfassung. Durchnäßt, frierend, nichts Wärme im Leibe, und rechts und links griff der Tod herum; und nahm sich unerbittlich und wohllos die Opfer Schauerlich! Da hatte er es jetzt schon besser! Er beugte sich, schmeigte seine Wangen an die linden Federkissen.

Und ferne, ach, so ferne, wie schon seit langem alle: Schöne und Yarte und Friede, zogen andere Winte an ihm vorbei: eine schmucke Wohnung — bequeme glänzende Möbel — Blumen am Fenster — warm, Teppiche — fremdliche Wände — und — ein junge Weib darinnen. Ein liebes, süßes Weib, das ihm einst einen Hauch des Entzückens geschenkt hatte.

Ho! Marie!

War das nicht ein Traum? Waren sie wirklich einmal wie dumme, lustige Kinder durch jene Räume gesprungen, vor Freude über den ersten Schneetanz? Waren sie nicht oft am warmen Ofen geessen, vergnügt schmausend, lachend, schwägend? Und glücklich, so glücklich —

In seinen Dämmerzustand düsteten die Rosen herein. Die Rosen! Sie hatte sie über alles geliebt! Und wie gern zierte er ihr damit die Brust, das blondselige Haar...

Wie war es dann gekommen, daß sie auseinanderlebten? Daß sie schließlich auseinander gingen!?

Als er in den Krieg mußte, nahmen sie nicht einmal Abschied. Sie war kurz vorher zu ihren Eltern übergesiedelt. Und sie standen in Scheidung... Ja, wie hatte das kommen können?

In mancher tatenlosen Stunde, in mancher schlaflosen, nervenzermürbten Nacht draußen im Felde kreisten seine Gedanken um diese Frage. Und taten es auch jetzt. Freilich, äußere Einflüsse, Mißverständnisse, die Enttäuschung mit dem armen Kinde, das ihnen starb, ehe es recht lebte, sein rasches Temperament, ihre reizbaren Frauenerven, verwandtschaftliche Einnengungen, das waren genug der Klippen, an denen eine junge Ehe zerbrechen kann. Aber ihre gegenseitige Liebe war einst stark und innig gewesen! Es hätte nicht so kommen dürfen.

Ros-Marie! Seit Monaten schlich seine Sehnsucht zu ihr. Zu seiner blonden, holden Frau, die er verloren hatte durch die Widerwärtigkeiten des Alltags und der menschlichen Natur.

Nun er das Machtvolle, Erhabene und Schreckliche dieses Krieges erlebt, wie klein und ärmlich erschien ihm, was sie trennte. Sollten sich in solcher Zeit voll Ernst und Größe zwei irrengewanderte Herzen nicht wieder zusammenfinden? Wie oft war es ihm draußen schon durch den Sinn gestammt: wenn ich heimkomme, hole ich sie mir wieder! Ich lasse sie nicht so leicht! — Und in dieser friedlichen Stunde hob sich's gleichfalls in ihm empor: Sobald ich gesund bin, gehe ich zu ihr! Ich lasse sie nicht!

Draußen war ihm keinerlei Bannnis aufgelegen; er hatte geglaubt, in der Heimat stehe das Leben still und jedes halte den Atem an, überwältigt von den ungeheuren Geschehnissen. Jetzt aber, wie angehaucht von der Lust der Heimat, in der die Dinge ja in der Tat nicht stille standen, sondern durch Gewohnheitsgewalt und Naturgesetze vorwärts drängten, trugte er sich plötzlich: wie nun, wenn ich Ros-Marie keineswegs mehr bewegen kann, auf mich zu hören? Wenn sie sich mir vollends verschlossen hat? Wenn wir, was wahrscheinlich, schon geschieden sind? Wenn sie sich — einem anderen zugewandt hat?

Wenn ich zu spät käme —
Da schwand die Schönheit der Stunde jäh dahin. Das Herz war ihm wund und wund irgend etwas am Körper.

Er dachte zurück an den furchtbaren Tag bei Arras — an den letzten Tag. — Eine Granate war neben ihm geplatzt und sein letztes Gefühl war ein heftiger Schmerz am Kopf, ein heftiger Ruck am linken Fuß gewesen. Um seinen Kopf stand es zu rückenstellend; das hatte ihm die Schwester mitgeteilt. Doch auf der linken Körperseite fühlte er, ein zunehmendes Brennen.

Sachte hob er den Fuß. Wie leicht war er! Ja, ja, als ob — als ob keiner vorhanden wäre!

Und dann wurde er leichenbleich und sein Kopf rollte zur Seite.

Die Schwester bemühte sich um ihn, brachte ihm Wein. Ehe er davon trank, wollte er die Gewissheit. Sie zögerte. Aber er holte ihr die Worte aus dem Munde.

— Ja, es war so: sein linkes Bein moderte in Frankreichs Erde — irgendwo in einem Trümmershaufen — die Granate hatte es kurz weggeschlagen — er war ein Krüppel —

Die Pflegerin besah auch weiterhin einen stillen Patienten. Fast so still und anspruchslos, wie in den Wochen seiner Bewußtlosigkeit. Als sie ihn auch tröstete, er blieb trostlos.

Ich wollte wieder hinaus — kämpfen für meinen Kaiser — für Deutschlands Ruhm und Sieg — auch das ist mir genommen — auch das —

Jeden Tag brachte sie ihm rote Rosen. Und einmal sprach sie zu ihm: „Nun sind wir so weit! Heute werden Sie Besuch erhalten, Herr Oberleutnant! Wir wollen uns recht schön machen!“

Besuch?

Er besah seine Verwandten; seine Freunde waren im Feld; Bekannte? O, er lag weitab von dem Ort seiner Tätigkeit im Frieden!

„Wer ist es?“ fragt er müde.
„Eine Dame! Die Dame, die Ihnen stets die Rosen gesandt hat!“

„Die Rosen waren nicht von Ihnen?“ Er sprach atemlos.

„Ich brachte sie Ihnen!“ lächelte sie vieldeutig.

„Dürfte nicht sagen, woher sie stammten. Die Geberin wollte wohl erraten sein!“

Deiß sprudelte sein Blut; von einem Strom von Freude fühlte er sich übergossen. Ros-Marie! Sie kommt! Sie kommt!

Schnell legte sich ein Druck auf seine Seligkeit: wie findet sie mich! —

Und ganz fiel alle Voraussicht von ihm ab, als die Schwester fortfuhr: „Die Dame nennt sich Frau Marie Sorenied!“

Wie schal wurde ihm, wie kalt! Als wäre er in einen Eisbach getaucht.

Marie Sorenied! Ach ja, das war die Note-Kreuz-Dame, die ihm im Auftrage des imposanten Vereins zahlreiche Liebespakete ins Feld sandte! Weil ein Kamerad gemeldet, daß der Herr Oberleutnant eigentlich so viel wie nichts als dem Innenland erhalte. Das hatte ihn gerührt. So viel Güte und Fürsorge, wohin man sah! Aber in so gar kein Persönlichkeitsverhältnis war er zu der Dame getreten. Die Schreibmaschinenschrist der Briefe, der Stil, die egale, einträgliche Unterschrift nutzten ihn so büromäßig an. Daß sie ihm nun Blumen schickte, war ja lieb von ihr. Und daß sie ihn besuchte, gleichfalls. Es mochte wohl nicht im Auftrage des Vereins geschehen. Sie hatte einiges Interesse an ihm selbst. Dafür mußte er dankbar sein.

Die Hand gleichsam auf die Wunde der Enttäuschung pressend, richtete er sich hoch, als die Schwester die Dame meldete.

Die Augen gingen ihm auf wie einem Kinde vor dem Christbaum. Das war sie ja! Das war sie doch! Ros-Marie, seine junge, liebe, verloren gegebene Frau! Blah, sag, schädiern stand sie da. Und nichts rief er als ihren Namen und breitete die Arme aus. Und sie war! Täschchen und Muff von sich und stürzte hinein.

Alles ausgelit, was je zwischen ihnen gewesen!

„Ros-Marie, du bist es wirklich?“

„Ja, ich bin es!“

„Du schicktest mir die Rosen, Geliebte?“

„Ja, das tat ich!“

„Und — und Frau Marie Sorenied?“

„Ja, auch die bin ich! Ich hatte nicht mehr Mut und zuviel Scham und auch ein klein wenig Stolz, um dir anders zu nahe! Und so sehnüchlich harre ich der Entdeckung — vergebens! Denn, wende Marie Sorenied: Ros-Marie.“

„Ich blinder Tor, um welche Wonnen habe ich mich gebracht!“

„Nun weißt du's ja!“ meinte sie schlicht.

Er wurde ernst und zog sich von ihr zurück. Seine Augen blickten finster. „Nun weiß ich's ja! Aber zu spät! Ich — ich — bin ein jammervoller Krüppel!“

„Du hast ein Bein verloren! Es ist mir bekannt!“ sagte sie ruhig. „Ein Grund mehr, dich recht, recht lieb zu haben!“

„Ich sollte ein solches Opfer von dir hinnehmen! Bon dir, die du so jung und schön bist!“

„Für dich, nur für dich! Uebrigens, ich bin mächtig stolz auf dich, das merke dir!“

Er schüttelte den Kopf. „Zu deinem Heile sind wir wohl schon geschiedene Leute!“

In ein lächelndes Strahlengesicht blickte er. „Sind wir nicht! Die Scheidung ist noch nicht ausgesprochen! Ich hab's nach Kräften hintertrieben!“

„Du — du —“

„Ja, das habe ich! Denn ich fühlte, ich konnte von dir nicht lassen!“

„Und ich nicht von dir, Ros-Marie, mein süßes Weib!“

Sie nahm ihn in ihre Arme. Und nun wußte er sich wirklich im Paradies!

glaubt an seine Beurteilung; apathisch will er sich fast in alles fügen. Das aber darf er nicht tun, wenn er unschuldig ist.“

„Wenn er — wenn er —“

Die Lippen wiederholten diese Worte murmelnd, als müßten sie diese erst verstehen lernen. Da klang plötzlich eine Hoffnung auf, die Martha Holländer vor Erschrecken und Freude zugleich fast erstarren ließ. Noch hatte in ihren Gedanken der Glaube daran keinen Raum finden können. Das Erschrecken war dem Pfarrer von Sankt Michael entgangen; und er fügte dann noch hinzu:

„Er denkt an keinen Widerstand. Weil das Schicksal in so vielen Zufälligkeiten wider ihn spricht, will er sich darein ergeben. Nur ein Verlangen lebt in ihm: Ihnen selbst will er sagen, daß er trotzdem schuldlos ist.“

„Schuldlos?“ Und sie glaubte zu verstehen.

„Ich begreife es! Sein heißes Blut war es, das ihm die Augen umflort und die Sinne verwirrt haben mochte.“

„Rein! Sie verstehen mich falsch. Oder irre ich mich? Sie glauben, daß er die Tat verübt hatte?“

„Seine Hand, nicht sein Wille.“

„Auch seine Hand nicht!“

Da stand Martha Holländer neben dem Pfarrer; ihre Hände lagen auf seinem rechten Arme:

„Aber — aber das — das verstehe ich nicht. Ich habe doch gesehen, wie — wie er —“

„Wie er aus dem Hause fortgesetzt war?“

Sie nickte.

„Und dann waren Sie hinuntergegangen und hatten des Erschlagenen Leiche gefunden?“

„Ja! Woher wissen Sie es?“

„Ernst selbst hat es mir verraten; er hatte es aus den Erklärungen des Kriminalkommis-särs vernommen.“

„Hatte ihm dieser nicht noch etwas anderes erzählt?“

„Rein! Mehr sagte er mir nicht.“

„Und — was hatte er auf die Anklage erwidert?“

„Daß er wohl im Zimmer Ihres Vaters war, aber diesen lebend verlassen hatte.“

„So — so war es nicht.“

Wie ein Schrei hatte die Frage geklungen, wie ein Beheruf, den ein furchtbarer Schmerz den Lippen erprehte. Der Pfarrer las aus ihren starren, weit offenen Augen die namenlose Angst.

„Rein! Das glaube ich ja zu erraten, daß auch Sie in ihm gezweifelt hatten, wie es alle mußten.“

„Er war es nicht!“

Sie lasste die Worte mit einem Schluchzen und sank auf den Stuhl zurück.

Sofort aber war nun der Pfarrer bei ihr und streichelte mit seiner Hand über ihr weiches Haar:

„Aermste! So schlimm ist es ja nicht! Das Vertrauen kann ja wieder gewonnen werden. Und er zürnt Ihnen gewiß nicht. Er kann es nicht. Wenn er liebt, dann liebt er groß und stark. Er mochte wohl daran schon gedacht haben, weshalb er, mir auch nur das eine befohlen hatte, Sie zu grüßen und Ihnen zu sagen, daß Sie ihm vertrauen möchten.“

Ob Martha Holländer alle die Worte verstand? Ob sie darauf hörte, wie es der Pfarrer von Sankt Michael erzählte, was zwischen Bernhard Holländer und seinem Bruder vorgefallen war? Das Schluchzen war erstickt. Nur über die Wangen tropften unaufhaltbar die heißen Tränen. Und sie starrte dabei ins Leere.

Schuldlos! Aber wenn er dies war — und sie mußte es glauben, denn ihr hätte er nie eine Lüge gesagt — dann hatte sie ihm mit ihrem mangelnden Vertrauen nur geschadet, dann war alles, was sie ein Opfer für ihn gewährt hatte, mir desto belastender für ihn geworden! Und wenn er schuldlos war, dann stand doch auch nichts zwischen ihrer Liebe, auch der Schatten des Toten nicht. Sie aber war die Verlobte eines andern geworden! So schwer hatte es sich gerächt, daß die Liebe nicht vertraut hatte, daß sie an der ersten Versuchung irre geworden war!

(Fortsetzung folgt.)

Das Beichtgeheimnis

(Fortsetzung.)

Roman von Matthias Biank.

Nachdruck verboten.

„Herr Pfarrer, Sie waren bei Ernst Bernz“, fragte Martha Holländer. Das Aufleuchten in ihren Augen, das plötzliche Vorbeugen, als dürste ihr so kein Wort der Erwiderung entgehen, und das kampfshafte Unklammern der Stuhllehnen durch die geballten Hände, verrieten ihre große Erregung; auch das unmerkliche Zittern in ihrer Stimme bestätigte es: „Wie sieht er aus? Kränklich? Blah? Ist er gesund?“

Diese Hast der Fragen konnte nicht mißverstanden werden. Die Besorgnis einer hingebenden Liebe hat daraus gesprochen.

„Körperlich ist er gesund. Nur sein Vertrauen will wankend werden.“

„Sein Vertrauen?“

Sie verstand es nicht, was der Pfarrer damit andeuten wollte.

„Ja! Wohl hat er mich hierher geschickt, aber deshalb war doch aus jedem seiner Worte eine große Verzagttheit zu hören.“

„Er hat Sie zu mir geschickt?“

„Ja! Das war sein einziger Wunsch.“

„Was hat er gewollt?“

„Daß ich Ihnen von ihm erzählen sollte. Er